

RAINER WETZL

Das
goldene Mosaik

Das Buch:

Tom Raumoser ist Redakteur in der alten Herzogstadt Burghausen. In seiner Jugend hat er ein altes Stück Papier mit einer seltsamen Schrift in einem Neuöttinger Patrizierhaus gefunden, das durch Entdeckungen auf der Burg eine ganz neue Bedeutung gewinnt. Zusammen mit seinem Freund Frank und der Geschichtsstudentin Eva versucht Tom Raumoser zu ergründen, welche Wahrheit sich hinter den Funden und dem Vermächtnis eines Regensburger Pfarrers aus dem 16. Jahrhundert verbergen könnte. Bald wird den Dreien klar, es könnte einen verborgenen Schatz geben. Den zu finden, erweist sich aber als äußerst schwierig. Denn auch andere gehen auf die Jagd nach Reichtümern, und diese Leute wollen Kasse machen und kämpfen mit harten Bandagen. In der Burg findet Raumoser ein eingemauertes Skelett, in Raitenhaslach werden Aufzeichnungen über Bodenschätze im Kaukasus aus der Kriegszeit entdeckt. Wo aber ist der Schatz des Pfarrers? Raumoser wird zudem von seinem Chef ausgebremst, auch die Polizei sitzt ihm im Nacken. Doch er ist wild entschlossen, die Mosaiksteine zu finden und zum großen Ganzen zusammenzusetzen. Viele Überraschungen und Wendungen begleiten die Handlung, Gedanken über das Wesen von Wahrheit und Welt, aber auch humorvolle Begebenheiten. Die Handlung selbst spielt in den Nuller Jahren des neuen Jahrtausends.

Die Schatzsuche ist zugleich eine Suche nach der Wahrheit, nach historischen Wurzeln, nach dem, woraus die Welt besteht und was Wissenschaftler und Religionen aus ihr gemacht haben. Gute und böse Charaktere belauern sich. Fakten und Fantasie verbinden sich zu einer spannenden Melange. Und mit dieser Mischung will der Autor vor allem eines: Ihnen beim Lesen Freude bereiten.

Rainer Wetzl

Der Autor:

Rainer Wetzl stammt aus Neuötting und war über Jahrzehnte Lokalredakteur der Passauer Neuen Presse, unter anderem in Simbach am Inn, Eggenfelden und zuletzt in Burghausen. Ein Leben lang genaue Recherche und Wiedergabe der Realität. Als Ruheständler hat er nun endlich die Muße, auch seine „fantastische Seite“ zur Geltung zu bringen und seinen Gedanken freien Lauf lassen zu können. In dem Buch verknüpft er historische Fakten mit einer frei erfundenen Handlung, die wiederum auf einer Reihe realer Wurzeln fußt. Fantasie und Realität vermengen sich so zu einer spannenden Geschichte. Die handelnden Personen sind frei erfunden.

RAINER WETZL

Das goldene Mosaik

Die Suche nach einem vergessenen Schatz

ROMAN

*Gewidmet allen,
die nach der Wahrheit suchen,
auf dass sie fündig werden.*

© 2024	Rainer Wetzl
Herausgeber, Autor:	Rainer Wetzl
Lektorat, Fotos:	Benilda Wetzl
Coverdesign, Satz & Layout:	Werbestudio Schmitzberger, 84489 Burghausen
Hardcover:	ISBN: 978-3-384-34514-1
Paperback:	ISBN: 978-3-384-34513-4
e-Book:	ISBN: 978-3-384-34515-8
Titelseite:	Burghauser Burg
Rückseite:	Klosterkirche Raitenhaslach

Druck und Distribution im Auftrag des Autors:
tredition GmbH, Heinz-Beusen-Stieg 5, 22926 Ahrensburg, Germany

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist der Autor verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne seine Zustimmung unzulässig. Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag des Autors, zu erreichen unter: tredition GmbH, Abteilung "Impressumservice", Heinz-Beusen-Stieg 5, 22926 Ahrensburg, Deutschland.

Prolog

Das Licht im Kreisel

Hochsommer in einem Hinterhof einer norditalienischen Kleinstadt: An einer Wäscheleine hängen Handtücher, von einer fleißigen Hand aneinandergereiht wie Zinnsoldaten, die in eine Schlacht ziehen. Die Sonne hat ihren höchsten Punkt verlassen. Die Mittagsruhe geht zu Ende, aus den umliegenden Häusern dringen Geräusche, die eine zunehmende Geschäftigkeit verraten. Die Männer der nahegelegenen Baustelle haben ihre Schaufeln wieder zur Hand genommen. Aus dem Gewirr von Mauervorsprüngen und verbauten Giebeln dringen helle Kinderstimmen, die innerhalb weniger Augenblicke auch auf dem Hof den Ton angeben. Während die Sonne langsam dem Horizont zustrebt, ist die Luft in Bewegung geraten. Vom Tor, das zur Straße hinführt, dringt eine sanfte Brise zwischen die Häuserreihen. Die Handtücher an der Leine fangen an zu baumeln. Der Wind treibt sein Spiel mit ihnen, lässt sie sanft hin- und zurückschwingen. Der Luftzug ist angenehm erfrischend. Ich spüre ihn durch mein Leinensacko dringen. Es ist der Hauch des Lebens. Nach all den schlimmen Erfahrungen der letzten Wochen erwacht in mir zum ersten Mal wieder ein angenehmes Lebensgefühl.

Eine füllige Mama hat soeben das Haus unmittelbar vor mir verlassen. Mit einem Wäschekorb unter ihrem fleischigen Arm tritt sie behäbig zu den Handtüchern und nimmt sie noch langsamer von der Leine. Es scheint sie sichtlich anzustrengen. Indes gilt ihr nur mein zweiter Blick. Aus meinen Gedanken haben mich zwei kleine Jungen gerissen, die laut schreiend unmittelbar hinter der Madrone aus dem Haus gerannt sind. Sie stürmen mit etwas Farbigem in der Hand zu einer kleinen Betonfläche seitlich von mir. Schon kniet einer auf dem Beton und bringt seinen Kreisel in Bewegung. Es gelingt ihm aber

nur im Ansatz, den Fingern des Kleinen fehlt noch das dafür nötige Feingefühl. Sein Spielkamerad stellt sich noch ungeschickter an. Tollpatschig gleiten seine Finger über den Holzgriff. Dennoch lacht er, freut sich über jeden Versuch und schreit dabei seinem Freund zu: Guarda Enrico.

Nun haben die beiden mich ins Visier genommen. Schon haben sie ihre anfängliche Schüchternheit dem Fremden gegenüber verloren und sprechen mich an. Ich verstehe nur Brocken. Aber Kinder haben bekanntlich ihre eigene Sprache. Der, den der andere Knirps Enrico nannte, kommt zu mir her und nimmt meine Hand. An seinen Gesten erkenne ich, was er will. Warum nicht? denke ich und stehe von der Bank auf, wo ich lange genug gesessen bin. Der kleine Mann führt mich zu seinem Gefährten und drückt mir seinen Kreisel in die Hand. An dem Holzgriff befindet sich eine hölzerne Scheibe, die in grellen Farben bemalt ist. Da ist ein himmelblaues Dreieck in der Mitte zu sehen, umringt von roten Linien. Gelbe Segmente und grüne Vierecke gruppieren sich am Außenrand. Jeder Pinselstrich ist zu erkennen, feinsäuberlich getrennt liegen Farben und Muster vor dem Auge. Schon zupft mich Enrico am Arm. Ich folge der Aufforderung, nehme den Griff zwischen Daumen und Mittelfinger der rechten Hand und lasse nach einem schnellen Ruck los. Und schon rotiert der Kreisel am Boden, vermengen sich die ursprünglich getrennten Linien und Schattierungen zu einem neuen Farbmuster. Gebannt verfolgen die beiden Kinder, wie ihr Spielzeug über den Boden wirbelt und sich dabei verändert. Als der Kreisel ausgelaufen ist, bringe ich ihn erneut zum Rotieren. Irgendetwas scheint auch mich zu faszinieren. Plötzlich schießt es mir durch den Kopf. Der Kreisel wird für das Auge ein anderer, wenn er sich bewegt - er bekommt eine neue Identität, obwohl er im Grund der Gleiche geblieben ist. Und ist es mit dem Leben nicht ebenso. Die Einzelheiten, die Wünsche und Sorgen eines Menschen, gleichen sie nicht den Mustern auf dem Kreisel in meiner Hand. Wenn alles schön vor einem liegt, kommt der Wind des Lebens und verändert alles. Oder übertragen ausgedrückt: Wenn man eine Stadt und ihre Bewohner oberflächlich betrachtet, sieht man sie nur verfälscht – genau wie den sich bewegen-

den Kreisel. Um den Dingen auf den Grund zu kommen, muss man genau hinsehen, sezieren und die einzelnen Muster bloßlegen, die in ihrer Gesamtheit ein ineinanderfließendes und mitunter verwirrendes Bild ergeben.

Dieser Gedanke war es, der mich in Italien darauf brachte, dieses Buch zu schreiben. Es soll Ihnen neben der Lesefreude auch eine Hilfe sein, die Zeit und ihre Menschen besser zu verstehen. Die Handlung ist frei erfunden, sie spielt in den Nuller Jahren des neuen Jahrtausends. Dabei werden geschichtliche Fakten oder der Fund von Kartenmaterial aus der Kriegszeit fantasievoll ergänzt. Ein nicht realer Pfarrer des 16. Jahrhunderts wird im Nachhinein zum Leben erweckt. Ebenso der Fantasie entsprungen sind die handelnden Personen und deren Charaktereigenschaften. Aber gewesen sein könnte das alles schon so.

Kapitel 1

Schmerzhaftes Erwachen

Ein luzides Grün – das ist das erste, was ich zu sehen glaube. Transparent wie das Türkis des Meeres an Stellen, wo das Wasser in seichten Buchten zwischen Felsen hin und her treibt. Ich öffne meine halbgeschlossenen Augen etwas mehr. Der Blaucharakter der Farbe nimmt zu und zugleich der Druck im Schädel. Aber trotz dieses Drucks steigt Freude in mir hoch, denn dieses Blau ist mir vertraut. Nun kommt es auf mich zu, ich spüre feuchte Lippen auf meiner linken Wange. Instinktiv hebe ich den linken Arm, um dieser Zuneigung zu begegnen. Aber ich komme nicht weit. Der Arm steckt in einer Hülle und ist mit einer Schlinge an den Körper fixiert, was den Bewegungsradius erheblich einschränkt. Wo bin ich nur? Habe offenbar geschlafen. Das Erwachen ist wie aus einem Nichts. Denn ich habe weder gut noch schlecht geträumt, rein gar nichts. Jetzt liege ich in einem Bett, die Gedanken suchen noch einander, hüpfen isoliert für sich umher, finden einfach nicht zusammen. Alles ist verworren, ich bin gefangen in einem mosaikartigen Labyrinth, in dem die Steine nicht zusammenwollen. In diesem Chaos geben mir Noras wasserblaue Augen Halt, ja sind geradezu eine Wohltat. Und ihre Lippen zu spüren ist schön. Sie fragt mich irgendetwas, ich höre sie, verstehe aber nichts. Nora gibt auf, quält mich nicht länger, drückt mir einen weiteren Kuss auf die Wange und streicht mit einer Hand zärtlich über mein Gesicht. Ein Gefühl der Wärme steigt in mir auf. Nora erfasst die Hand meines rechten und frei beweglichen Arms. Ich spüre meinen Puls schlagen, geborgen in ihren Händen, das ist so schön. Alle anderen Gedanken werden unwichtig. Ich weiß ohnehin nicht, warum ich hier liege, was passiert ist. Mein Körper entspannt sich, Müdigkeit überkommt mich. Die eben noch scharfen Konturen verwischen, ich gleite in ein flirrendes Nichts.

Als ich eine gefühlte Minute später wach werde, ist Nora weg. Durchs Fenster sehe ich, es ist bereits dunkel geworden. Dabei bin ich doch am Morgen losgegangen. Wo sind die Stunden dazwischen?

„Sie haben Glück gehabt“, sagt die Krankenschwester am nächsten Morgen und blickt mich mitfühlend an. „Wie ist es mit dem Schmerz?“, fragt sie.

„Ich gebe Ihnen gerne noch etwas mehr vom Mittel.“

Ich nicke und sie drückt eine Spritze in den Infusionsbeutel.

„Ihr linker Unterarm ist gebrochen und Sie haben eine Kopfverletzung. Die Polizei möchte Sie möglichst bald befragen. Sind sie dazu schon in der Lage, denn melde ich das in der Ettstraße?“

Wieder nicke ich, weil mich Sprechen einfach anstrengt. Ein zweifelnder Blick streift über mich hinweg.

„Ich denke, morgen reicht auch noch“ höre ich sie sagen.

Nach und nach nehme ich mein Umfeld wahr. Ich bin der einzige im Raum, den Luxus eines Einzelzimmers hatte ich noch nie. Erste Erinnerungen tauchen aus der Versenkung. Ich war doch eben noch im Staatsarchiv an der Ludwigstraße, um mehr über diesen Michael Bräu zu erfahren. Ach nein, das war ja schon gestern. Ein ganzer Tag ist seither vergangen. Viel habe ich nicht herausbekommen über den Pfarrer aus Regensburg. Aber ein paar Aufzeichnungen konnte ich machen und durfte zudem ein Schriftstück kopieren, aus dem hervorging, dass Michael Bräu nicht nur Seelsorger in der alten bayerischen Hauptstadt an der Donau war, sondern auch in Kontakt zu den Zisterziensern stand, die in Raitenhaslach an der Salzach ein majestätisches Kloster betrieben. Ich muss wissen, was ihn mit den Kuttenträgern von der Salzach verband und mehr über seinen Tod herausfinden. Es ist noch nichts Konkretes, das mir durch den Kopf gehen würde. Dazu ist mein ramponiertes Gehirn noch nicht in der Lage. Aber eine Ahnung steigt in mir hoch. Die Welt beginnt sich leicht zu drehen, Farbbänder geraten ineinander, das Bett scheint mit mir hin- und herzuschwingen. Ein dunkler Schatten nähert sich mit hoher Geschwindigkeit. Ich kann nicht ausweichen. Ein Windstoß wirft mich um. Aus dem Schatten treten zwei dunkle Augen. Hände grapschen an mir herum. Dann sehe ich weitere Gesichter über mir.

Ein rot gekleideter Mann spricht mit einem anderen in Weiß und schon schwingt das Bett wieder mit mir. Ja es scheint sogar zu fahren, biegt um Kurven, wird langsamer und wieder schneller. Dann sehe ich erneut Noras blaue Augen, aber jetzt weniger mitfühlend als bohrend. Endlich entspannt sich die Lage. Das Blau ihrer Augen wird zum weiten Meer, über dem ich auf einem Felsen sitze und der Brandung zuschaue. Sirenen stimmen verführerische Gesänge an, ein Tümmeler bäumt sich im Wasser auf und taucht dann mit einer eleganten Drehung in die Tiefe.

„Haben Sie gut geschlafen?“ reißt mich eine wenig nach einer Frage klingende durchdringende Frauenstimme aus meinen Träumen. Die Krankenschwester hat keinen Sinn für mein Schlafbedürfnis. Mit einem feuchtkalten Lappen tupft sie in meinem Gesicht herum, reicht mir wortlos eine Flasche zum Pinkeln. Ich werde geblutdruckt und thermometerisiert.

„Vielleicht dürfen Sie heute schon aufstehen, das entscheidet dann der Arzt“, ruft mir die Schwester noch zu, und schon bin ich wieder allein, und der Brummschädel von gestern meldet sich zurück. Aber wenn ich ruhig liege, sind die Schmerzen erträglich. Weniger erträglich ist die allmähliche Rückkehr der Erinnerung. Dieser Typ mit der auffälligen Sonnenbrille hat mich niedergeschlagen. Es ging alles so schnell. Er hatte etwas in der Hand und holte damit aus. Den Schlag konnte ich halbwegs abwehren, dabei ist wohl der Arm zu Bruch gegangen. Danach machte es Bumm und meine Erinnerung reißt ab. Sie setzt erst wieder ein, als ich umringt bin von Leuten, die auf mich blicken. Ich lag also am Boden. Dann kamen Sanitäter und packten mich ein. Jetzt bin ich in einer Klinik, weiß noch nicht mal wo.

Das ändert sich, als der Klinikbetrieb anläuft und der Pfleger kommt. Ich liege im Klinikum München-Großhadern, erfahre ich. Zudem kündigt mir der Pfleger für heute Nachmittag den Besuch von Polizeibeamten an.

Davor sucht mich noch der Oberarzt auf oder eher heim.

„Was machen sie nur für Sachen“, fährt er mich an und lässt seinen Kopf vom Boden zur Decke und wieder zurück kreisen.

„Ich habe doch gar nichts gemacht, vielmehr war ich der Leidtragende, mit dem etwas gemacht wurde“, antworte ich ihm und versuche dem Kreisverkehr seines Kopfes zu folgen.

Meine Antwort scheint er überhört zu haben, beginnt zu dozieren: „Der Radius ist gebrochen, aber der ist nicht so wichtig.“ Er grinst: „Da hängt ja nur die Hand dran. Die Elle ist heil geblieben, die Bänder sind es wohl auch. Die Bruchkanten haben sich allerdings etwas verschoben, das ist nicht schön.“

Dann klärt er mich mit der Miene des versierten Kenners auf: „Wir machen uns Sorgen um Ihren Kopf. Denn bei Nerven und noch dazu empfindsamen Menschen weiß man nie.“

Woher will der Weißkittel wissen, ob ich empfindsam bin. Hat er das aus meinen Blutwerten gelesen?

„Ich bin ein harter Brocken“, antworte ich ihm trocken auf die Frage, wie es mir gehe. Ärzte fragen das immer gern und überhören ebenso gern die Antworten.

Dann das wirklich Wichtige: „Der Arm muss noch operiert werden, die Bruchkanten werden mit einem Draht gesichert, damit der Knochen richtig zusammenwächst. Wenn der Kopf mitspielt, können Sie voraussichtlich ein oder zwei Tage danach die Klinik wieder verlassen. Sie haben eine Gehirnerschütterung, sollten noch zwei Wochen liegen bleiben und nicht arbeiten.“

Das wird den Schuster freuen. Er ist mein Chef und wird wenig erbaut sein, zwei Wochen auf mich verzichten zu müssen. Weil er nicht gern selbst mit dem Fußvolk spricht, kann ich mir sein Gelaber ersparen und rufe die Fuchs an. Die Sekretärin der Chefredaktion hat ein großes Herz.

„Oje, Sie haben eine Gehirnerschütterung. Hängen Sie lieber noch eine Woche dran und kurieren sich richtig aus“, rät sie mir. „Herr Schuster wird schon einen Ersatz finden, ich sondiere gleich, wer für Sie einspringen könnte“.

Das wäre geschafft. Ich muss unbedingt auch Frank und Eva Bescheid geben. Frank ist ein alter Freund aus Jugendzeiten, der mir bei unserer Schatzsuche hilft. Ihm kann ich voll vertrauen, bei Eva dagegen bin ich mir nicht ganz sicher.

„Sie sind Herr Raumoser?“, fragt mich ein etwa 40-jähriger Mann. Er sieht gar nicht aus wie ein typischer Polizeibeamter. Aber seine Dienstmarke weist ihn als solchen aus. Er ist lässig gekleidet, mit Cord-Jeans und Fleece-Pulli und setzt sich auf einen Stuhl, den er an mein Bett schiebt. Auffällig an ihm ist eine riesige mit einem veritablen Höcker gesegnete Nase. Ein guter Riecher kann ihm vielleicht bei der Arbeit helfen, denke ich, als der Mann schon seine erste Frage stellt.

„Haben Sie den Täter gesehen?“ will er zunächst wissen.

„Gesehen trifft es nicht so recht, es ging ja so schnell. Ich erinnere mich nur an ein Gesicht mit verspiegelter Sonnenbrille und an dunkle Haare. Flink wie er war, dürfte der Mann höchstens 30 Jahre alt sein. Er hatte etwas in der Hand und schlug auf mich ein. Ich versuchte noch, den Schlag abzuwehren. Dann hat er mich aber anscheinend doch erwischt, denn ab da setzt meine Erinnerung aus.“ „Das deckt sich mit unseren Erkenntnissen“, sagt der Kripomann und teilt mir mit, was die Überwachungskameras in der U-Bahnhaltestelle am Marienplatz aufgezeichnet haben.

„Es waren zwei Täter. Der eine kam schräg von hinten auf Sie zu. Vermutlich hatte er einen Schlagstock in seinem Mantel versteckt. Die Aufzeichnung zeigt nicht, wie er ihn herauszog. Aber mit zwei, drei Schritten war er bei Ihnen und holte aus. Man sieht Ihre Abwehrbewegung. Dann verpasste Ihnen der Mann einen zweiten Schlag auf den Kopf und rannte davon. Die Verwirrung, das Durcheinander nutzte ein zweiter Täter. Er trat wie ein Helfer auf Sie zu, durchsuchte Sie kurz. Das dauerte allenfalls zehn Sekunden. Dann lief auch er weg, noch bevor Umstehende Verdacht schöpfen konnten. Wir gehen davon aus, dass Sie Opfer einer Bande aus Südosteuropa geworden sind. Was ist Ihnen gestohlen worden, was haben die Täter erbeutet?“

„Das ist ja der Hammer, es waren also zwei Leute, die mich überfallen haben“, sage ich und liege mit offenem Mund im Bett.

„Ja und was ist ihnen gestohlen worden?“, fragt der Beamte nochmals nach.

Mein Hirn ist noch durcheinander, jetzt ja keinen Fehler machen, sonst sitzt mir auch noch die Polizei im Genick.

„Mir fehlen zwei Fünfziger Scheine, die ich in meiner Innentasche im Jackett hatte“, antworte ich, nachdem mir der Mann die Jacke ans Bett gebracht hat.

Das Gesicht mit der markanten Nase entspannt sich.

„Bei Journalisten weiß man ja nie. Aber ich dachte gleich, dass es sich um einen Raubüberfall handelt“, gibt er mir zu verstehen.

Der Fall wird also für die Polizei zwar kaum aufzuklären, aber relativ einfach abzuarbeiten sein. Täter vom Balkan sind nur begrenzte Zeit im Land, danach zumeist unauffindbar. Und ein Raubüberfall wirft keine weiteren Fragen auf. Der Kripobeamte schreibt meine Angaben auf, ich unterzeichne das Protokoll, und damit kann die Strafverfolgung beginnen. Spätestens in einigen Monaten wird dann der Fall zu den Akten gelegt und alles hat wieder seine schöne Ordnung.

Ich bin wieder allein. Der Kripomann hat meine Erinnerung aktiviert. Es waren also zwei Täter. Und ich kann mir keinen Reim darauf machen, warum sie mich niedergeschlagen und durchsucht haben. Wenn ich ruhig liege, habe ich nur geringe Schmerzen, der Denkapparat funktioniert schon wieder einigermaßen. Ein klassischer Raubüberfall war das ganz sicher nicht, sonst wäre meine Geldbörse weg. Auch Uhr und Handy sind noch da. In meinem Jackett hatte ich kein Geld, dafür aber die Kopie aus dem Staatsarchiv und dazu einige von mir angefügte Anmerkungen und ein paar Zettel mit unwichtigen Notizen. Andererseits verstehe ich nicht, warum sie mein Handy nicht gemopst haben. Aber vielleicht fehlte ihnen dazu wirklich die Zeit. Und noch ein Gedanke kommt aus der Versenkung nach oben. Warum haben mich die beiden ausgerechnet in der U-Bahn-Haltestelle am Marienplatz überfallen, wo es dort doch Überwachungsgeräte und viele Leute gibt. Irgendwo auf der Straße wäre die Gefahr erkannt und vielleicht sogar gefasst zu werden, viel geringer gewesen.

„Die haben Dich sicher beobachtet und verfolgt und wollten Dir vielleicht einen Denkkzettel verpassen oder eine Warnung zukommen lassen“, ist Frank überzeugt.

Drei Stunden später ist mein alter Freund in der Klinik. Die dunkle Schokolade, die er mitgebracht hat, vertilgen wir beide gleich

bis auf einen kleinen Rest. Frank weiß eben, was ich mag und nebenbei profitiert er auch, weil wir in Sachen Schokoladen denselben Geschmack haben: Je dunkler und bitterer, umso lieber.

„Ist Dir denn vorher überhaupt nichts aufgefallen. Wenn es Ihnen tatsächlich um das Papier ging, dann waren die mit Sicherheit schon hinter Dir her, als Du ins Staatsarchiv bist. Du bist beschattet worden und hast offenbar nichts gemerkt. Du bist immer noch der verträumte Einfaltspinsel, der den Mädels die Sternbilder erklärt. Vielleicht haben sie es aber auch sehr geschickt angestellt. Dann waren das Profis. In beiden Fällen ist das keine gute Perspektive“, kommentiert Frank.

Nun wären für mein Ego die Profis natürlich die bessere Variante. Aber ich verdächtige auch meinen einstigen Arbeitskollegen Chris Malevsky als Drahtzieher hinter dem Anschlag. Er hat mitbekommen, dass ich an einer heißen Geschichte dran bin. Doch es geht mir nicht in meinen malträtierten Kopf, warum dieser zwei Schläger beauftragen sollte. So viel Aufwand, um einem anderen eine Geschichte abzujagen, das erkennt selbst mein angeschlagenes Gehirn als absurd. Wie auch immer, ich finde keine Antwort. So bitte ich meinen Freund Frank Kreiker, er solle Malevsky auf die Finger sehen, zumindest so lange, bis ich auch aus der Klinik entlassen bin.

Am nächsten Tag hat sich der Nebel in meinem Kopf noch mehr gelichtet. Der Magen knurrt, aber ich bekomme nichts zu essen, da heute der Arm operiert wird. Im OP-Vorraum rede ich wie ein Wasserfall, erzähle kuriose Dinge und mache Witzchen. Jeder hat halt so seine Art, wenn er aufgeregt ist. Dann kommt der Schlaf. Als ich wieder erwache, ist zwar der Kopf noch einige Zeit matschig, aber sonst fühle ich mich ganz gut. Der Arm ist geschient, zwickt ein bisschen, aber Schmerzen sind das nicht. Die folgende Nacht schlafe ich besonders lang und überraschend gut.

Am Morgen schmeckt mir selbst der hochgetunte Krankenhaus-Muckefuck und sogar dem Blutdruckmessen kann ich mit einem Lächeln begegnen. Alles bestens, ich möchte bloß schnell wieder hier raus. Vielleicht ist meine Stimmung auch deshalb so gut, weil sich Nora angekündigt hat. Ich sehe so gern in ihre türkisblauen Augen,

in dieses Meer von Empfindsamkeit und Wärme. Nora ist eine Traumfrau. Aber sie wirkt auch hilfsbedürftig. Am liebsten würde ich sie gleich in den Arm nehmen. Aber das geht ja nicht, weil einer kaputt ist - reißt mich die logische linke Gehirnhälfte aus den Träumen ihres rechten Pendants. Ich bleibe deshalb auch im Bett liegen, als meine Traumfrau eintrifft, oder vielmehr einschwebt. Ihr Gang ist weich und federnd, sie wäre sicher auch eine gute Tänzerin. Und schon beugt sie sich, das Blau ihrer Augen kommt auf mich zu, ich spüre ihre feuchten Lippen auf meinem Gesicht. Gekleidet in ein weinrotes Kleid sieht sie umwerfend aus. Ihre Brüste drängen nach vorn, berühren meinem Körper, und schon fängt der kleine Tom unter der Bettdecke zu wachsen an. Wie peinlich, hoffentlich bemerkt sie nicht, wie sich die Bettdecke hebt.

Aber es war ohnehin nur ein Intermezzo, die linke Gehirnhälfte meldet sich zurück und unterbricht. „Nora, pass bitte auf Dich auf. Ich bin überfallen worden. Wenn Unbekannte an Deiner Tür klingeln, mach besser nicht auf.“

„Das wäre in der Tat blöd“, antwortet sie. Aber richtig erschrocken, wie ich befürchtete, ist sie zum Glück nicht. Vermutlich ist ihr die Gefahr nicht wirklich bewusst. Sie zwingt sich sogar zu einem Lächeln.

„Ich kann ja nicht gleich die Polizei rufen, wenn ein Unbekannter an meiner Tür steht.“

„Aber Du darfst auf keinen Fall die Tür öffnen, wenn einer Fremder draußen ist.“

„Ja gut, das kann ich schon versprechen.“

„Es waren südländisch aussehende Täter, aber keine normalen Ganoven, wie ich die Polizei habe glauben lassen. Sei vorsichtig und ruf mich sofort an, sollte so ein Typ an Deiner Wohnung klingeln.“

„Hast Du im Staatsarchiv etwas herausgefunden?“ will Nora wissen.

„Michael Bräu hat die Inquisition überstanden, weil er schlau und lieber kein Held war und widerrufen hat, was ihm die Dominikaner als Ketzerei ausgelegt hatten. So bissen die Hunde des Herrn bei ihm auf Granit. Aber einige Fragen in dem Verfahren gingen auch in eine andere Richtung. Im Verhör wurde Michael Bräu offensichtlich nach

Dingen gefragt, die der Herrlichkeit Gottes dienen und die er der Mutter Kirche nicht vorenthalten dürfe. Ich bin zwar kein Historiker und nicht so bewandert, damalige Formulierungen richtig zu verstehen. Aber eines ist schon klar: Da ging es um Wertgegenstände, auf die die Kirche scharf war. Kurzum: Ich glaube, Michael Bräu ist deshalb 1559 in einer Seitengasse nicht weit weg vom Regensburger Dom ermordet worden.“

Nicht zu viel reden, mahnt mich die linke Gehirnhälfte erneut und die rechte steuert die Erkenntnis bei, dass ich damit Nora in Gefahr bringen könnte.

„Ich will Dir helfen, so gut ich kann, aber wir brauchen dazu einen Ansatz, worum es bei den Wertgegenständen geht und vor allem, wo wir sie suchen müssen“, betont Nora und drückt ihre Brüste erneut gegen meinen Körper.

„Halte mich bitte auf dem Laufenden, ich Sorge mich um Dich“, sagt sie, nachdem ihre Hand mitfühlend sanft über meinen geschienten Arm geglitten ist und ihre Lippen einmal mehr meine Haut elektrisiert haben.

Wieder allein. Aber nicht lange. Frank ruft an und hat Neuigkeiten. Malevsky war an dem Tag des Überfalls tatsächlich in München. Einige Tage vorher hatte er einige seiner ehemaligen und meiner jetzigen Kollegen zu einer Sause zu sich nach Schliersee geladen.

„Deine Kollegin Martina Schönlein war dort. Sie erinnert sich auch an einen Typen mit schwarzem Haar, auf den die Täterbeschreibung passen könnte. Malevsky sei kein einziges böses Wort über Dich oder andere Redakteure über die Lippen gekommen.“

„Er versucht, ein neues Netzwerk oder sollte ich besser sagen neue Seilschaften aufzubauen“, kommentiere ich und füge glich meine Schlussfolgerung hinzu: „Wird ihm aber nicht gelingen. Denn Malevsky kann sich nicht beherrschen, hat sich nicht im Griff. Auf Dauer verprellt er jeden Informanten.“

Zwei Tage später erteilen mir die Ärzte den Passierschein aus ihrem Reich. Frank holt mich ab. In diesen beiden Tagen hat er noch einiges zusammengetragen und sein Oberstübchen angestrengt.

„Wir kommen hier nicht weiter“, so seine Schlussfolgerung. „Wir müssen an die Quellen und herausfinden, wonach genau die Domi-

nikaner im Inquisitionsprozess gefragt haben. Vielleicht finden wir eine Spur, die uns zu dem Schatz führt“, so die Hoffnung Franks. Der Prozess war in Trient, wo gleichzeitig das Konzil tagte.

„Denkst Du, es gibt dazu Unterlagen“, frage ich.

Die Antwort: „Ganz sicher“.

„Und wo?“

„Im Vatikan, mein Freund. Wir müssen nach Rom.“

Kapitel 2

Erste Spuren des Labyrinths

Vier Monate vor dem Überfall:

Zur Zeit ihrer Erbauung galt sie als die stärkste Festung der Welt. Herzog Georg, genannt der Reiche, konnte sich Ende des 15. Jahrhunderts den Ausbau der ein Kilometer langen Burganlage auf dem von der Salzach gegrabenen Höhenrücken leisten, weil der Salzhandel die Städte an Inn und Salzach wohlhabend machte und damit auch den Herzog. Nicht ohne Grund blickte die weniger betuchte Münchner Verwandtschaft innerhalb der bayerischen Wittelsbacher neidvoll auf den Herzog von Landshut und Burghausen. Als der in jungen Jahren die polnische Königstochter Hedwig heiratete und es mit ihr bei der Landshuter Hochzeit so richtig krachen ließ, gratulierten zwar auch die Münchner Vettern wie es sich gehört, wünschten ihm indes insgeheim den Bankrott. Doch nichts davon geschah: Das Land blühte unter seiner Herrschaft noch mehr als vorher, der Reichtum wuchs weiter. Doch nicht nur wegen der Gier der Verwandtschaft hatte Georg Angst um sein Geld. Die aus dem Morgenland eindringenden Türken hatten das Abendland in Bedrängnis gebracht. Der Untergang Konstantinopels im Jahr 1453 erschütterte die Herrscherhäuser vom Atlantik bis in die Weiten Russlands. Georg fürchtete vor allem die Mauer brechenden Kanonen der Türken. Seine Antwort auf diese Bedrohung war der Ausbau der Burghauser Burg. Die Vorhöfe der eigentlichen Hauptburg ließ er stark befestigen. Denn von drei steil abfallenden Seiten war die Burg ohnehin gut geschützt. Die offene Flanke war die Nordseite. Die Burg wurde mit diesen Vorbauten schon unter Georgs Vorgängern immer länger und wuchs zu ihrer heutigen Größe von 1051 Metern heran.

Und nun, 500 Jahre später, lädt die Bayerische Schlösserverwaltung zu einer herbstlichen Pressekonferenz in den Dürnitz genannten

Festsaal der Hauptburg. Dabei geht es nicht um den Reichtum unter Georgs Zeiten und auch nicht darum, dass die Stadt es tunlichst vermeidet, von der längsten Burg der Welt zu sprechen, obwohl das im Guinness-Buch so festgehalten ist. Ein schlauer Hotelier hat den Eintrag veranlasst und sich vertraglich die Namensrechte gesichert. Seither preist die Stadt ihre „weltlängste“ Burg an: verquere Sprache – dafür kostenfrei. Die Pressekonferenz indes hat ein ganz anderes Thema. Schon in der Einladung dazu stand etwas von einem außergewöhnlichen Fund, der die Fachwelt begeistert. Gerade als ich die Treppe zur Dürnitz hochsteige, stupst mich von hinten jemand an, und eine bekannte Stimme stichelt.

„Der neugierige Lokalreporter auch vor Ort.“

Blitzschnell drehe ich mich um und sehe in die wachen Augen einer jungen Frau, die mir bestens bekannt ist. Sie ist leger in einen weiten Mantel gehüllt und trägt eine Wollmütze auf dem Kopf, die sie im nächsten Moment abnimmt und ihren dunkelbraunen Locken den Freiraum gibt, den sie sich selbst ebenso gern nimmt. Eva Plum hat vor einem halben Jahr ein Praktikum in meiner Redaktion abgeleistet. Sie arbeitet genau, analysiert bestens und ist eine Perfektionistin. Aber sie hat auch einen Dickkopf. Eva studiert an der Uni München Geschichte.

„Was machst Du hier, was treibt Dich in die Provinz?“ frage ich.

„Ich bin jetzt im fünften Semester und habe als Schwerpunkt Geschichte des Mittelalters gewählt. Der Fund hier fällt genau in mein Wissensgebiet. Außerdem ist der Weg kurz. Ich wohne ja weiter hier, kann ich mir eine Wohnung in der Großstadt nicht leisten, pendle deshalb“ antwortet Eva.

„Dann könnten wir uns ja öfter mal sehen und Du könntest auch Aufträge für die Redaktion übernehmen“.

Eva geht darauf nicht ein, belässt es bei einem freundlichen Nicken. Seit an Seit gehen wir rein in die Dürnitz. Die mächtigen Mauern des Saals fordern Ehrfurcht ein, durch die gotischen Spitzbogenfenster dringt gerade so viel Licht, dass man ausreichend sehen kann und die Halle in ein mythisches Flair getaucht scheint, gerade so, als ob hinter einem Pfeiler Herzogin Hedwig höchstpersönlich jeden Moment hervortreten könnte.